

Mein ganz persönlicher Kipppunkt:

Wie ich Biodiversität als Thema für mich entdeckt habe



„Mama, was ist das für ein Geräusch?“ Es ist ein später Nachmittag im Sommer 2017. Wir radeln auf dem Uferradweg den Bodensee entlang. Drei Tage sind wir schon unterwegs, wir haben Enten gesehen, Kraniche, Gänse, Bussarde. Jetzt zirpt eine Heuschrecke. Und mein Sohn fragt, was das ist.

Ich brauche einen Moment, bis ich die Frage verstehe. Bis ich kapiere, dass er das Geräusch nicht kennt. Offenbar noch nie gehört hat.

Mein Sohn ist nicht im 84. Stock eines Hochhauses in Manhattan aufgewachsen, im Gegenteil, er wohnt in einem Haus mit verwildertem Garten und seine Großeltern leben auf dem Land und ziehen mit ihm durch die Felder. Mein Sohn kann Seeadler von Fischadlern unterscheiden und kennt Kreuzspinnen, Libellen, Eichelhäher und

Rotkehlchen. Er ist vier, fast fünf Jahre alt. Aber er hat gerade zum ersten Mal in seinem Leben eine Heuschrecke gehört.

In diesem Moment verstehe ich, was Insektensterben bedeutet.

Natürlich hatte ich davon in der Zeitung gelesen. Ich hatte sogar Interviews für den WDR darüber geführt. Ich wusste, dass Insektenforscher in Krefeld in ihren Fallen bis zu achtzig Prozent weniger Insekten als noch wenige Jahrzehnte zuvor gezählt hat-

ten. Ich hatte gelesen, dass die vom Bundesamt für Naturschutz erstellten Roten Listen der gefährdeten Tier- und Pflanzenarten immer länger werden. Ich kannte also die Fakten. Trotzdem brauchte ich eine Radtour am Bodensee und ein erstauntes Kindergesicht – „Mama, was ist das für ein Geräusch?“ –, um zu verstehen, dass hier etwas völlig aus dem Ruder läuft. Dass etwas sehr Unheimliches geschieht.

Offenbar brauchen wir solche Momente, um das ganze Ausmaß der Gefahr zu begrei-

fen. Jahrzehntlang warnten Ökologen, Biologen und Naturschützer vor dem großen Artensterben. Jeder, der gelegentlich eine Zeitung aufschlägt, hat davon gehört: dass da etwas verlorengeht, dass wir etwas tun müssten. Doch so richtig gekümmert hat das Jahrzehntlang nur die Fachleute. Die Insekten und viele anderen Arten starben leise und unbemerkt.

1992, also vor drei Jahrzehnten, hatten die Vereinten Nationen zur großen Umwelt- und Entwicklungskonferenz nach Rio de Janeiro eingeladen. Auf dieser bahnbrechenden Konferenz einigten sich über 150 Staaten darauf, dass die Biodiversität unbedingt geschützt werden müsse und nur eine nachhaltige Entwicklung die Menschheit retten könne. Doch auf den Nachfolgekonzferenzen konnten sie sich nicht auf rechtsverbindliche Ziele einigen. So wurden trotz zahlreicher Strategien und Aktionspläne auf allen politischen Ebenen und trotz einzelner Erfolge die Roten Listen der bedrohten Tier- und Pflanzenarten immer länger.

Shifting baselines – sich verschiebende Linien

An jenem Nachmittag am Bodensee jedenfalls hat mich die Frage meines Sohnes aus dieser Lethargie aufgeweckt. In diesem Moment habe ich auch begriffen, was shifting baselines sind. Und wie gefährlich sie sind, wenn es darum geht, Veränderungen wahrzunehmen und darauf zu reagieren.

Der Meeresbiologe Daniel Pauly hat den Ausdruck 1995 geprägt. Jeder Fischereiwissenschaftler, schrieb er, nehme eine andere Bestandsgröße und eine andere Artenzusammensetzung als Ausgangspunkt für seine Forschung, nämlich jeweils die, die er zum Beginn seiner Laufbahn vorfindet. Weil die Fischbestände aber seit Jahrzehnten sinken, findet jede neue Forschergeneration viel kleinere und artenärmere Bestände vor. Doch genau diese geschrumpfte Tierwelt ist die neue baseline, Referenzpunkt der Wissenschaft. Das Ergebnis, folgert Pauly, ist ganz offensichtlich eine Gewöhnung an das schleichende Verschwinden der Arten.

Diese neue Linie aber ist ein unangemessener Referenzpunkt, warnt Pauly eindringlich. Damit kann man weder die ökonomischen Kosten der Überfischung richtig berechnen, noch Ziele für die Wiederherstellung eines Gewässers entwickeln. Pauly

schlägt vor, historische Berichte von Fischern nicht einfach als Anekdoten abzutun. Die Wissenschaftler sollten sie vielmehr systematisch auswerten, um sich nicht durch die shifting baselines, täuschen zu lassen, wie viel schon verloren gegangen ist.

Erst nachdem ich Daniel Pauly gelesen hatte, habe ich meine Eltern gefragt, wie das früher war, und bin aus dem Staunen nicht rausgekommen. Meine Mutter wurde als Kommunionkind zum Margeritenpflücken in die Emmerau geschickt? Margeriten wuchsen da? Die kenne ich nur in schwarzen Plastiktöpfen im Blumenladen. Und mein Vater ist über die Weiden gelaufen und überall sprangen Frösche vor ihm weg? Und mein Onkel hat eimerweise Fische aus dem Bach geangelt? Wahnsinn, wo sind die alle geblieben?

Ich glaube, es braucht die persönliche Erfahrung des Verlusts von Arten und die Erkenntnis, dass dieses Verschwinden der Arten keineswegs normal ist, sondern etwas sehr, sehr Bedrohliches. Viele ältere Menschen haben im Verlauf der letzten Jahrzehnte so viele Veränderungen erlebt und sich an neue gesellschaftliche Verhältnisse und technische Veränderungen gewöhnt, dass ihnen die Veränderungen in der Natur um sie herum gar nicht so richtig bewusst geworden sind. Wie hat sich das Leben von der Nachkriegszeit bis ins Informationszeitalter verändert! Von der Knappheit zum Überkonsum! Alles hat sich verändert, also auch die Natur, das scheint normal.

Heute aber wissen wir: Nichts ist normal.

Wir sind mitten in einem Massenaussterben von Arten. Im Verlauf der Erdgeschichte ist so etwas erst sechs oder sieben Mal passiert, das letzte Mal vor 66 Millionen Jahren, als ein Meteorit auf die Erde einschlug und das Ende der Dinosaurierzeit bewirkte.

Das neue, das aktuelle Massenaussterben aber ist menschengemacht. Es ist der Einfluss der Menschen auf die Ökosysteme weltweit, der das große Sterben bewirkt. Oder, um genauer zu sein, der Einfluss der industrialisierten Länder, ihrer Wirtschaftsweise und Lebensstile.

Das bedeutet, wir tragen eine große Verantwortung für die gefährdete Schöpfung. In der doppelten Krise des Klimas und des Artensterbens ist keine Zeit mehr für die Frage, wer denn am meisten schuld sei und

wer zuerst etwas ändern muss, ob eher die Konsumenten oder die Politikerinnen oder die Wirtschaft. Alle zusammen müssen wir! Wir alle müssen, jeder so viel er kann! Je mehr Macht und Einfluss jemand hat, desto größer ist unsere Pflicht, etwas gegen das Massenaussterben zu unternehmen.

Wir brauchen, um das, was draußen noch lebt, retten zu können, eine ganz andere Sicht auf uns in der Natur. Wir dürfen die Natur nicht länger als ein Rohstofflager sehen, aus dem wir uns nach Belieben bedienen können. Sondern wir müssen verstehen, dass wir ein Teil von ihr sind. Und wir müssen uns auch auf die Perspektiven der anderen Arten einlassen und die Welt mit ihren Augen sehen. Dann werden wir verstehen, dass diese Jahre Zeiten der existentiellen Krise und der Bedrohung für sie sind. Für die Heuschrecken, für die Turteltauben, die Feldhasen, selbst für die Eulen. Dass dort Eltern um ihre Kinder bangen und kämpfen. So müssen wir das sehen und fühlen, um zu verstehen, warum es so dringend ist, dass wir jetzt handeln.

Wenn wir die Vielfalt retten wollen, müssen wir uns darin üben, das Leben dort draußen nicht nur aus unserer eigenen eingefahrenen und eingeschränkten Perspektive zu sehen, sondern mit den Augen vieler Arten. Wir müssen lernen, unser Konzept von Ordnung und Aufgeräumtheit nicht länger auf die Natur zu übertragen, sondern die Vielfalt wieder herstellen, in der Landwirtschaft, in den Wäldern, in den Gärten, auf öffentlichen Flächen. Dafür braucht es eine andere Politik, natürlich, und viele Einzelne, die als Vorbilder zeigen, dass die Bewahrung der Vielfalt, der Schöpfung möglich ist.



Dr. Tanja Busse
Moderatorin und Autorin